

*Stillsitzen kann ich einfach nicht. Cicero zum Vergnügen. Hrsg. u. übers. v. Marion Giebel. Stuttgart: Reclam 1997. 183 S. 7,00 DM. (Reclams Universalbibliothek. 9652; ISBN 3-15-009652-9).*

Ein kleines rotes Büchlein für einen sehr niedrigen Preis und mit einem originellen Titel zum täglichen Gebrauch und zum Verschenken!

Das Titelzitat stammt aus Ciceros Brief an seinen Bruder Quintus (ad Quint. 2,13,1): „*quiescere non possumus*.“ Dies teilt uns Marion Giebel in ihrem schönen kurzen Vorwort über die Persönlichkeit Ciceros mit (S. 15). Der Brief wird unter dem Kapitel IV mit der Titelüberschrift zitiert: „Ich halte mich durch meine Studien aufrecht“, die selbst wieder aus einem Brief an Ciceros Freund Atticus aus dem Jahre 55 stammt: „*litteris sustentor et recreor*“ (ad Att.4,10).

Die Überschriften der einzelnen 12 Kapitel sind Zitate aus Ciceros Briefen, rhetorischen und philosophischen Schriften, aus denen Marion Giebel kürzere und längere Stellen zitiert. Wenn man sich schnell zu einem Thema, hauptsächlich aus Ciceros Briefen, informieren will, muss man nicht erst zu den drei großen Tusculum-Ausgaben von Helmut Kasten (ad Quintum, ad Atticum, ad familiares) greifen, sondern kann im Handumdrehen das kleine Büchlein zu Rate ziehen, auf dessen Titelseite uns Cicero als Strichmännchen mit seinem antiken Porträt anlächelt.

Das Büchlein lässt sich leicht in die Tasche stecken und immer bereithalten; es ist auch für die Schülerhand geeignet. Zeittafel, Literaturhinweise, Textnachweise und ein Verzeichnis der Textstellen, das nicht immer den Tusculum-Ausgaben entspricht (aber Kastens Konkordanzen helfen weiter), ergänzen das Interesse an Ciceros Leben und Werk. Die Kasten-Ausgaben liefern zu den einzelnen Briefstellen die lateinischen Texte, die man für alle möglichen Zwecke in den Lateinunterricht einbringen kann, selbst für schriftliche und mündliche Prüfungen. Cicero, der unruhige Geist, wird hier wirklich „zum Vergnügen“ aufbereitet.

Wir erleben diesen Cicero in dem Büchlein von verschiedenen Seiten, wie Marion Giebel in ihrem Vorwort schreibt, „in einem Umfeld, mit Freunden und Feinden, hochgestimmt und trau-

rig, heiter und sarkastisch, und wir lassen uns durch den von ihm angelegten Garten der römischen Literatur führen“ (S. 9). Die Spanne der Lebenszeit Ciceros, aus der die Briefe stammen, umfasst die Jahre 60 bis 44, also von der Zeit nach der Catilinarischen Verschwörung und vor der Verbannung bis zum Todesjahr Caesars. Die ersten neun Kapitel behandeln Ciceros persönliche und literarische Vorlieben, die letzten drei die Tragik seines persönlichen Lebens, die durch sein problematisches Verhältnis zu Cäsar gekennzeichnet ist. Das 10. Kapitel trägt z. B. die Überschrift „Dass wir keinen Staat mehr haben“. Es ist ein Zitat aus Ciceros Brief an seinen Bruder aus dem Jahre 54 (ad Quint. 3, 4, 5), als nach dem zweiten Konsulat von Pompeius und Crassus und Caesars Erfolgen in Gallien Cicero politisch kaltgestellt war. Das 11. Kapitel lobt die Philosophie als „Führerin des Lebens“, die ihm im Jahre 45 nach dem Tod seiner geliebten Tochter Tullia und dem Sieg Caesars im Bürgerkrieg in Spanien auf seinem Landgut in Tusculum Trost spenden sollte.

Das letzte und 12. Kapitel beschäftigt sich mit der Person Caesar, von dem Cicero hoffte, dass er sich „bessern“ ließe. Die Überschrift „Caesar bessern“ stammt aus einem Brief an Atticus aus dem Jahr des Triumvirats von Pompeius, Caesar und Crassus: „Ich habe es mit Vorsicht und Voraussicht dahin gebracht, dass nicht ich meine trefflichen Grundsätze aufgegeben (*non ut ego de optima illa mea ratione decederem*), sondern dass er (Pompeius) sich gebessert und sein Haschen nach der Volksgunst etwas eingeschränkt hat (*sed ille esset melior et aliquid de populari levitate deponeret*) . . . Was meinst du - wenn es mir doch gelänge, C a e s a r z u b e s s e r n, der momentan im Aufwind ist (*quid? si reddo meliorem, cuius venti valde sunt secundi*)? (ad Att. 2,1,6). Dies ein kleines Beispiel für Giebels Übersetzungsinterpretation, die vielleicht nicht immer besser ist als die von Helmut Kasten, der „*popularis levitas*“ mit „demokratischer Leichtfertigkeit“ übersetzt.

An Caesar scheiden sich die Geister. Sechs Wochen nach Caesars Ermordung schreibt Cicero an Atticus: „Ich bin . . . überzeugt, dass man gegen diesen ganzen verbrecherischen Klüngel

(der Cäsarmörder) zu Lebzeiten des Tyrannen (Caesar) eher ein Wort riskieren konnte als nun, da er tot ist. Er ertrug mich ja mit einer kaum begreiflichen Gelassenheit (*ille enim nescio quo pacto ferebat me quidem mirabiliter*).“ (ad Att. 14,17,6) Kasten übersetzt den letzten Satz so: „Sonderbarerweise hatte er ja gerade für mich eine Schwäche.“ Auch dies ist ein gutes Beispiel für eine unterschiedliche Übersetzungsinterpretation.

Diese Briefstellen zwischen Caesars Aufstieg und Tod zeigen die schwierigen und widersprüchlichen Beziehungen zwischen Cicero und Caesar, und das Büchlein entlässt uns mit einem geschärften Blick für diese beiden Persönlichkeiten, die Politik und Literatur ihrer Zeit wesentlich beeinflusst haben und als umstrittene Figuren beispielhaft stehen für die Geschichte der untergehenden römischen Republik.

GODEHARD LINDGENS, Berlin

*M. Valerius Martialis. Epigramme. Ausgew., eingel. u. komm. v. Uwe Walter. Paderborn (usw.): Schöningh 1996 (UTB. 1954). 306 S. 32,80 DM (ISBN 3-506-99491-3).*

Martial ist ein Autor, der sich im Schulunterricht in mannigfaltiger Weise einsetzen lässt. Der einzige Kommentar zum gesamten Werk ist bisher derjenige von Friedländer, der zudem das Literarische völlig ausspart. Neuere, lediglich fremdsprachliche umfassen nur einzelne Bücher. Um so willkommener muss der vorliegende Band sein, der keine wissenschaftlichen Ambitionen im eigentlichen Sinne hat, sondern der als Lesehilfe mit recht umfangreichen Erläuterungen benutzt werden will, etwa, wie der Herausgeber, selbst Lehrer, sagt, in der Tradition des Lehrerkommentars. Auch er umfasst begreiflicherweise nicht alle rund 1500 Epigramme, sondern 88, wobei die in der Schulausgabe von Freya Stephan-Kühn (ebenefalls bei Schöningh) enthaltenen Epigramme besonders berücksichtigt sind.

Auf jedes Epigramm folgt zunächst eine zusammenfassende Interpretation, die auch grundlegende Informationen zum Gesamtverständnis enthalten kann. Die darauf folgenden Einzelerläuterungen gehen auf sprachlich-stilistische und - recht häufig - auf kompositorische Fragen und - ebenso häufig - auf solche der Epigrammtechnik

ein und bieten die notwendigen Sachinformationen, wobei vielfach auf verbreitete Standardwerke wie Weebers Lexikon zum „Alltag im Alten Rom“ verwiesen wird. Ein besonders schlagend paralleles Epigramm der Anthologia Graeca, das dann auch mit Schülern besprochen werden kann, erscheint Walter dabei wichtiger als alle, sagen wir, zehn vielleicht ähnlichen; das gleiche gilt für weitere topische Gedanken und literarische Motive. So erscheint all das versammelt, was erforderlich ist, um ein Epigramm mit den Schülern gründlich zu besprechen, und das in einer Form, bei der nicht erst herauspräpariert werden muss, was tatsächlich für den Unterricht von Interesse ist.

Eines unterscheidet allerdings Walters Kommentar von anderen: der Versuch, Martial „zu aktualisieren, d. h. zu ent-kontextualisieren und mit eigenem Sinn aufzuladen“ (S.32). Das klingt ziemlich furchterregend, meint aber lediglich, dass für Gegenstände oder Verhaltensweisen moderne Parallelen gesucht werden, die ebenso wirken. Das kann gutgehen, wie wenn in 3,63 die Wachstäfelchen, die Cotilus ständig geliefert werden und die er selbst auf die Reise gibt, mit dem Handy verglichen werden, mit dem wichtigtuere Zeitgenossen herumfuchteln, und Schülern wird das sofort eingehen. Wenn derselbe Cotilus aber auch als „echt cooler Typ“ bezeichnet wird, als „neuer Typ Mann“, der „stets modern gestylt, mit Ohrring, Zopf und sensiblem Blick das Titelblatt jedes Zeitgeistmagazins schmücken könnte“, ist daran vieles nicht richtig: der „neue Mann“ (der schon ziemlich angestaubt ist) strebt auch ein neues Verhältnis zwischen den Geschlechtern an, was Cotilus nicht tut, und mit Sicherheit ist er kein cooler Typ. Es stimmt also weder die Parallele zur Antike noch ist die Schilderung der Gegenwart in sich konsistent. Es sei aber deutlich gesagt: einmal ist sich Walter der Problematik selbst bewusst, wie er mehrmals beweist, und zum zweiten wird sein Kommentar nicht von solchen Aktualisierungen geprägt. Manche Anregung wird man zweifellos finden.

Sechs Appendices folgen dem Kommentar. Unter ihnen fand ich besonders interessant erstens denjenigen über „Sprache und Wirklichkeit bei